

BRG14
LINZERSTRASSE



VBS

Vienna Bilingual Schooling

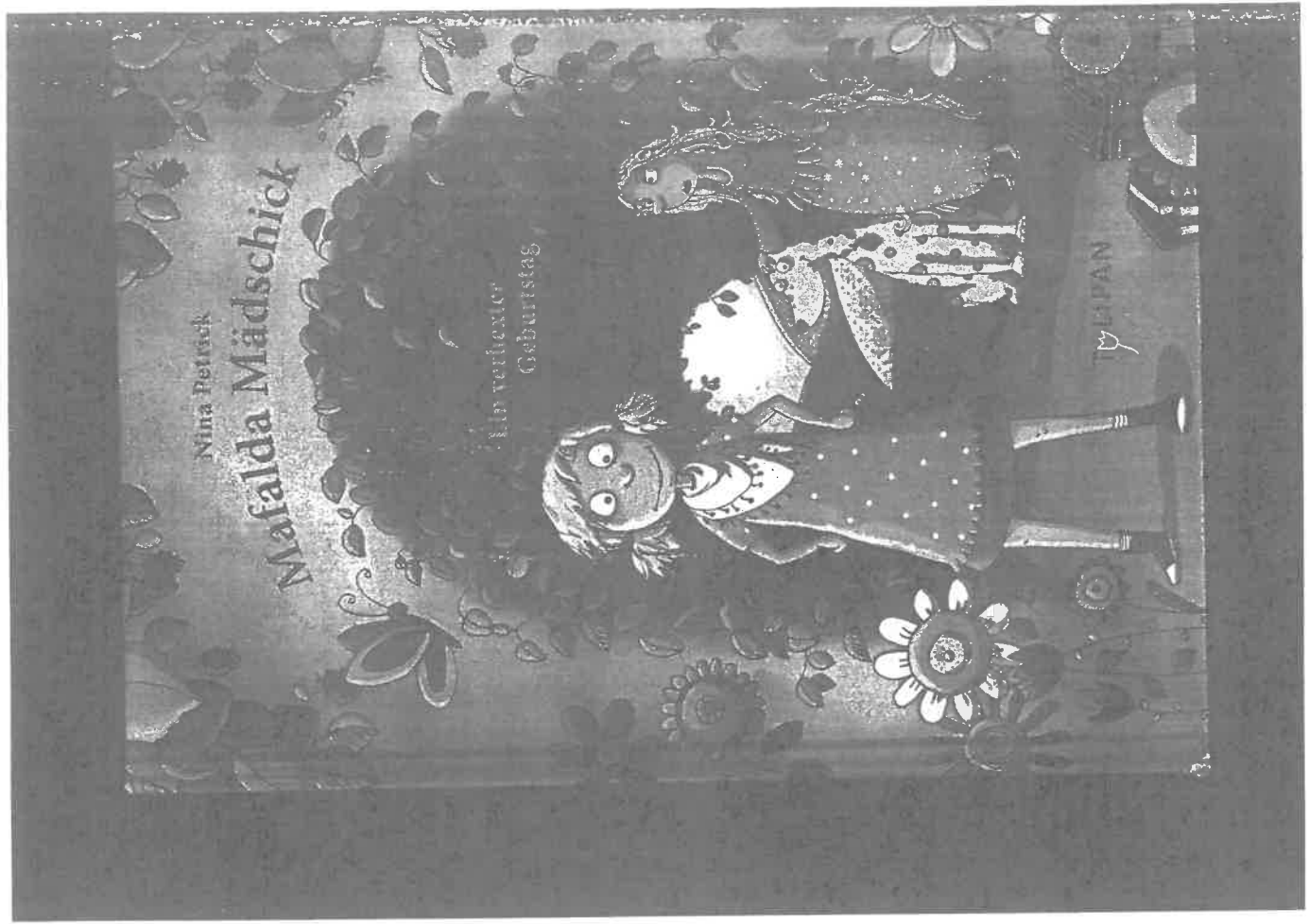
VORLESEWETTBEWERB

Booklet

1.Klasse

Rosalie
HABIBI

1A



1

Sanft landete nun ein blauer Schmetterling auf Mafaldas Arm. Und ein grüner auf ihrer Hand.

Der kleine Mann lüftete seinen Strohhut und verbeugte sich tief. »Willkommen, liebe Mafalda«, begrüßte er sie höflich. Dabei kamen aus seinem Mund kleine Rauchringe, obwohl er gar nicht rauchte.

Mafalda stutzte. Die Rauchringe waren schon merkwürdig genug. Aber wieso begrüßte er sie, als wäre sie bei ihm zu Gast und nicht umgekehrt? Und woher kannte er ihren Namen?

Jetzt fingen die Schmetterlinge an zu summen: *Mafalda ...*

Zum Geburtstag viel Glück, zum Geburtstag viel ...

Mafalda war verwirrt. »Die Schmetterlinge können ja wirklich sprechen!«

»Natürlich können sie sprechen«, sagte die dicke Rothaarige. »Aber das tut nichts zur Sache.« Dann räusperte sie sich. »Mafalda, mein liebes Kind, die allerherzlichsten Glückwünsche von uns allen zu deinem Geburtstag!«

»Neun Jahre bist du heute geworden«, wisperte die Magere. »Auch von mir die allerliebsten Glückwünsche, Mafalda!«

Mafalda bekam es langsam mit der Angst zu tun. »Wer sind Sie, und woher wissen Sie, dass ich heute Geburtstag habe?«, stammelte sie.

Die Rothaarige lächelte sanft. »Ich bin deine Tante. Tante Hortensie! Und das sind Tante Ludmilla und Onkel Alwin.«



Kapitel 3

*In dem etwas Erstaunliches
behauptet wird*

Mafalda hatte von Hortensie, Ludmilla und Alwin noch nie zuvor gehört. Waren sie wirklich ihre Tanten und Onkel? Mafalda hatte eigentlich nur eine Tante. Die hieß Lucy und war Papas Schwester. Und sie lebte mit ihren Kindern in Frankreich. Diese drei hier waren ihr unheimlich.

»Wir kennen dich schon lange!«, erklärte Ludmilla. »Und wir wissen, dass du ein großes Talent besitzt. Komm mit, wir zeigen es dir.«

Ludmilla und Hortensie nahmen Mafalda links und rechts an den Händen und zogen sie sanft, aber nachdrücklich in den Garten. Alwin folgte den dreien, während über ihren Köpfen die Schmetterlinge durch die Luft tanzten.

Sie hielten sie sanft, aber nachdrücklich fest.

Mafalda wollte protestieren, aber dann spürte sie, wie ihr wärmer und wärmer wurde. Schön war das. Sie fühlte die

weichen Hände der beiden Frauen und in ihrem Körper breitete sich eine angenehme Wohligkeit aus. Es war, als hätte sie Vanilleeis mit heißen Himbeeren gegessen und würde nun schläfrig und geborgen in einem Bett mit weichen Daunendecken liegen, während es draußen gewitterte und stürmte. Sie hatte das Gefühl, nach einer langen Reise endlich das ersehnte Ziel erreicht zu haben.

Und dann begannen Alwin, Ludmilla und Hortensie zu singen. Ihre tiefen, kräftigen Stimmen schienen durch Mafaldas Körper hindurchzufließen und wärmten sie wie süße Honigmilch. Sie sangen ein Geburtstagslied, das Mafalda zwar kannte, aber der Text war ein bisschen verändert:

*»Weit soll sie fliegen,
weit soll sie fliegen,
unendlich weit.
Alt soll sie werden,
alt soll sie werden,
tausend Jahr.«*

»Mafalda, Süße, hat Fritz eben geläutet?« Mafaldas Mutter Melissa klapperte mit ihren Sandalen durch den Flur.

Der Gesang im Garten erstarb augenblicklich. Hortensie, Ludmilla und Alwin erstarrten und blickten nervös zum Haus. Nur die Schmetterlinge flatterten weiter ungerührt durch die Luft.

Melissa Hausmann stand in der Tür, als wäre sie dort festge-

wachsen. Erst wurden ihre Wangen lachsfarben, dann quarkweiß und schließlich rot wie Radieschen. Sie hielt die Hände vor den Mund und hatte die Augen aufgerissen. »Lassen Sie sofort mein Kind los!«, rief sie mit schriller Stimme. Sie wollte noch etwas sagen, aber bei dem Versuch verschluckte sie sich und begann fürchterlich zu husten.

Sofort ließen Hortensie und Ludmilla Mafaldas Hände los. Mafalda kam es so vor, als würde sie aus einem süßen Traum erwachen. Verwundert stellte sie fest, dass Hortensie plötzlich bei ihrer Mutter stand. Dabei war sie doch eben noch bei ihr im Garten gewesen. Konnte die Tante fliegen?

Hortensie reichte ihrer Mutter ein knallrotes Bonbon. »Hier, meine Liebe, nimm das Hustenbonbon. Es wird dir helfen.«

Gehorsam steckte Melissa sich das Bonbon in den Mund. Der Hustenreiz ließ sofort nach. Ein paar Sekunden lang starrte sie die drei Besucher ungläubig an. Fast sah es so aus, als kämen sie ihr bekannt vor. Dann stotterte sie: »Wer ... wer sind Sie? Was wollen Sie hier? Ich meine, ich ... wir ... wir kennen uns doch nicht. Oder ...?« Sie blickte von dem Mann zu den beiden Frauen.

»Nun beruhige dich mal wieder, meine Liebe«, sagte Hortensie. »Wir wollen nichts Böses.«

Ludmilla und Alwin nickten.

»Mafalda hat ein außerordentliches Talent, das wir fördern wollen. Oder besser gesagt: fördern müssen«, erklärte Hortensie feierlich.

Charlotte
SCHAFER

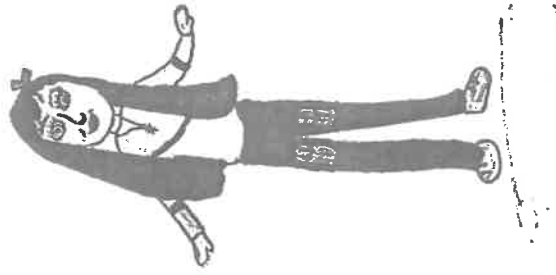
1C

NEUE SCHULE
NEUE LIEBE



Kapitel 1 Anna

Es war einmal ein junges Mädchen namens Anna. Anna ist 13 Jahre alt, hat schwarze lange Haare, strahlende blaue Augen, leicht gebräunte Haut und rosa Lippen. Ihre Lieblingsfarbe ist blau, außerdem liest sie sehr gerne und rechnet sehr gerne Mathe. Ihr Lieblingsthema in Mathe ist Geometrie. Das arme, also nicht sehr reiche, Mädchen muss wegen der Arbeit von ihrer Mutter Katrin immer umziehen, wenn sie einmal Freunde gefunden hat, muss sie wieder wegziehen! Seit einer Woche lebt sie also in Deutschland, ihre Mutter hat einen Job als Krankenschwester, doch leider war der Job noch nicht fix. Ihre Mutter, wenn sie nicht gerade vor dem Fernseher saß, schlief meistens, weil sie sehr müde war, deswegen war Anna umso selbstständiger.



Kapitel 2 Der erste Schultag

Montag 3 Wochen vor Skiurlaub

Sicht von Anna

Liebes Tagebuch, heute ist mein erster Schultag. Mal schauen, ob ich überhaupt Freunde finde. Naja, selbst wenn nicht, kann ich ja, wenn wir hoffentlich viel Stoff haben, den Stoff üben. Ich hoffe wir haben viel Mathe! Wartet, ich hole kurz meinen Stundenplan aus meinem Zimmer. Da ist es ja: In der Woche haben wir 5-mal Mathe. Das geht gerade noch mehr wäre mir aber natürlich lieber. Naja, ich muss mich jetzt anziehen, Zähne putzen gehen und essen gehen, bis nachher oder in der Schule.

Ich war gerade im Kunstunterricht es ist gerade eine 10 Minuten Pause, deswegen dachte ich mir ich schreibe mal, wir haben als zweite Stunde also gleich Sport zwei Stunden lang Sport finde ich eigentlich ganz Okay, mein Lieblingsfach ist aber immer noch Mathe.

Wir hatten gerade Deutsch. Mein Deutschlehrer ist sehr freundlich, er lobte mich für meine großartige Schrift. In Deutsch habe ich auch schon ein bisschen die Plätze, also die Beliebtheitskala von ein paar Leuten herausgefunden. Ein Mädchen namens Stella ist die Königin, auf jeden Fall denkt sie es. Ihr wollt nicht wissen, wie sie mit dem Lehrer gesprochen hat. So wie sie mit ihrem Dienern, die sie als ihre Freundinnen bezeichnet redet, wundert es mich ehrlich gesagt nicht! Ups, es hat geklingelt, ich muss jetzt gehen schnell, tschüss bis gleich.

Hi, ich bin gerade verschwitzt in einer 10 Minutenpause. Sport war cool, unsere Lehrerin ist auch ganz nett, als nächstes haben wir endlich Mathe. Leider nur eine Stunde: Stella ist bei der Turnlehrerin ganz anders als beim Deutschlehrer! Ich meine, beim Deutschlehrer war sie voll unhöflich und bei der Turnlehrerin tut sie so richtig arm und unschuldig mit ihren

Cornelia Funke

DER KÖNIG



DRESSLER

Vincent
UHL-FALAKI
1E



»Bo, komm weiter!«, drängte Prosper. »Es ist gleich drei. Nun komm endlich.«

Aber Bo stand vor dem großen Portal der Basilika und sah zu den Pferden hinauf. Immer, wenn er auf den Markusplatz kam, blieb er dort stehen, legte den Kopf in den Nacken und guckte zu ihnen hoch. Vier Pferde, riesige goldene Pferde, stampfend und wiehernnd standen sie da oben. Bo wunderte sich jedes Mal, dass sie noch nicht heruntergesprungen waren, so lebendig sahen sie aus.

»Bo!« Ungeduldig zog Prosper ihn weiter durch die Trauben von Menschen, die sich vor dem Eingang der riesigen Kirche drängten, begierig darauf, die vergoldeten Decken und Wände zu sehen.

»Sie sind wütend«, sagte Bo, während er sich immer wieder umsah.

»Wer?«

»Die goldenen Pferde.«

»Wütend?« Prosper runzelte die Stirn und zerrte ihn weiter.

»Worüber?«

»Weil sie sie geraubt und hierher geschleppt haben«, flüsterte Bo.

»Wespe hat es mir erzählt.« Ganz fest klammerte er sich an Prosper.

pers Hand, als sie um die Basilika herumgingen, damit er seinen großen Bruder nicht in dem Gedränge verlor. In den Gassen machte ihm das keine Angst, aber hier auf dem riesigen Platz schon. Den Löwenplatz nannte Bo ihn, er wusste, dass der Platz eigentlich anders hieß, aber er hatte ihn so getauft. Tagsüber gehörte jeder Pflasterstein hier den Tauben und Touristen. Aber nachts, da war Bo ganz sicher, wenn die Tauben auf den Dächern ringsum schliefen und die Menschen längst in ihren Betten lagen, gehörte der Platz den goldenen Pferden und dem geflügelten Löwen, der zwischen den Sternen stand.

»Es ist schon tausend oder hundert Jahre her, dass sie sie hergeschleppt haben«, sagte Bo.

»Wen?«, fragte Prosper und schob ihn an einem Hochzeitspaar vorbei, das sich vor der Basilika fotografieren ließ.

»Die Pferde!« Bo sah sich noch einmal nach ihnen um, aber er konnte sie nicht mehr sehen. »Die Venediger haben sie aus einer fernen, fernen Stadt geraubt, die sie erobert und geplündert haben. Die Venediger waren mal sehr mächtig, sagt Wespe, und ziemlich kriegerisch. Das ganze Gold in der Balisika, das haben sie alles von ihrer Kriegsbeute gekauft. Oder gestohlen. Bevor sie es dadrin an die Wände und die Decke geklebt haben.«

»Basilika«, berichtigte Prosper ihn. »Und sie heißen Venezianer, nicht Venediger.« Er sah hinauf zu dem riesigen blaugoldenen Zifferblatt, das auf der Nordseite des Platzes am Uhrturm prangte. Fünf vor drei.

Scipio und die anderen standen schon am Löwenbrunnen vor dem Seiteneingang der Basilika und warteten auf sie. Scipio hatte seine Maske abgenommen und spielte ungeduldig mit ihr herum.

»Na, endlich!«, sagte er, als Bo sich neben ihm auf den Brunnenrand hockte. »Hast du dir wieder die Pferde angeguckt?«

**SPIEGEL
Bestseller-
Autorin**

Maja Lunde

Über die Grenze

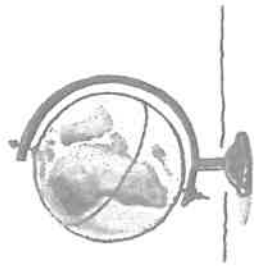


cbt

Luis
MAUD

17

Norwegen, November 1942



In Zuckereiern baden

»Gerda, hast du schon wieder Zuckereier gemacht?«, fragte Klara.

»Aber nein«, sagte ich.

»Die letzten Eier sind wegl«

»Ich habe sie jedenfalls nicht genommen.«

»Bist du dir da ganz sicher?« Sie warf mir einen langen Blick zu. Mir kamen die Tränen, während ich heftig nickte. Klara, unser Hausmädchen, war eigentlich immer auf meiner Seite. Wenn sie mir nicht glaubte, glaubte mir keiner. Zum Glück lächelte sie und kniff mich in die Nase. Das war ein gutes Zeichen. Dann sagte sie leise und mehr zu sich selbst: »Manchmal frage ich mich, ob wir die Einzigen in diesem Haus sind.«

Klara pflegte nicht zu klagen, aber in letzter Zeit hatte sie sich darüber beschwert, dass Lebensmittel verschwanden. Es lag nahe, mich zu beschuldigen, denn alle wussten, dass ich ständig Hunger hatte. Und es war ja auch schon passiert, dass ich Eier und Zucker gemopst hatte. Aber: dieses Mal war ich es wirklich nicht gewesen.

Ich beugte mich über die Hausaufgaben, musste aber immerzu an die verschwundenen Lebensmittel denken. Gab es hier im Haus Mäuse? Oder waren es Menschen, die das Essen stahlen? Und warum mussten sie unbedingt *unsere* Lebensmittel futtern? Wir hatten im Moment doch wirklich nicht zu viel davon. Zum Beispiel bekamen wir fast nie mehr Ziegenkäse auf unser Brot. Es gab genug Kartoffeln und Hering, aber *meinen* Magen füllte das nicht. Jedenfalls nicht so wie Süßes. Sich vorzustellen, eine ganze Tüte Karamellen auf einmal essen zu können ... Oder eine Kanne Schokoladensoße zu trinken. Oder – in Zuckerei zu baden! Mitten in einer riesigen Schüssel zu liegen und einfach alles aufzuschlecken. In all dem Weichen, Gelben herumzuschwimmen und außen und innen süß und klebrig zu werden. Und zu spüren, dass der Magen bis oben hin voll wurde. Das wäre wirklich was!

Aber nun fehlten also Eier, und deshalb würde es für mich kein Zuckerei geben. Nicht einmal ein kleines Schüsselchen. So war es im Krieg.

Ach ja, die Hausaufgaben. Mitten auf dem riesigen Blatt Papier standen einsam drei schrumpelige kleine Zahlen. Das sah kümmerlich aus, aber ich hatte keine weiteren Lösungen auf Lager. Außerdem war es ein Ding der Unmöglichkeit, zu rechnen, wenn man hungrig war, deshalb suchte ich stattdessen Otto, meinen großen Bruder. Er saß in unserem Zimmer im ersten Stock. Wir teilten es uns noch immer, obwohl Mama meinte, dass ich mit meinen zehn Jahren jetzt eigentlich zu groß geworden war, um mit einem Jungen im selben Zimmer zu schlafen. Was auch immer sie damit meinte.

Jeder hatte sein eigenes Bett und sein eigenes Pult. Ottos Pult war ständig aufgeräumt. Auf seinem Nachttisch stand ein Globus, der im Dunkeln leuchtete. Afrika leuchtete gelb und grün. Das Gelbe war die Wüste, und das Grüne war Dschungel, hatte Otto mir erklärt. Der Globus war das Schönste in unserem Zimmer.

Otto saß am Tisch und blätterte in seinem Atlas. Otto liebte Karten. Stundenlang träumte er von irgendwelchen Reisen, und er konnte sämtliche Namen aller Länder dieser Welt. Er war gut darin, Karten zu lesen und Hausaufgaben zu machen, aber das war's dann auch schon.

Die Jungs in der Klasse nannten Otto Fischklops. Nicht, weil er dick gewesen wäre (er war nämlich dünn wie eine Fahnenstange), sondern weil er so schwach war. In den Armen hatte er nur Fischklopse. Um es mal so zu sa-

MICHAEL ENDE

MOMO

oder

Die seltsame Geschichte von den
Zeit-Dieben und von dem Kind,
das den Menschen die gestohlene Zeit
zurückbrachte

Ein Märchen-Roman
mit Bildern des Autors

THIENEMANN

Marie

LUBENIK-KRAFT

1B

Draußen am stülplichen Rand dieser großen Stadt, dort, wo schon die ersten Felder beginnen und die Hürten und Häuser immer armseliger werden, liegt in einem Pinienwäldchen versteckt die Ruine eines kleinen Amphitheaters. Es war auch in jenen alten Zeiten keines von den prächtigen, es war schon damals sozusagen ein Theater für ärmere Leute. In unseren Tagen, das heißt um jene Zeit, da die Gieschichte von Momo ihren Anfang nahm, war die Ruine fast ganz vergessen. Nur ein paar Professoren der Altertumswissenschaft wussten von ihr, aber sie kümmerten sich nicht weiter um sie, weil es dort nichts mehr zu erforschen gab. Sie war auch keine Sehenswürdigkeit, die sich mit anderen, die es in der großen Stadt gab, messen konnte. So verirrteten sich nur ab und zu ein paar Touristen dorthin, kletterten auf den grabbewachsenen Sitzreihen umher, machten Lärm, knipsten ein Erinnerungsfoto und gingen wieder fort. Dann kehrte die Stille in das steinerne Rund zurück und die Zikaden stimmten die nächste Strophe ihres endlosen Liedes an, die sich übrigens in nichts von der vorigen unterschied.

Eigentlich waren es nur die Leute aus der näheren Umgebung, die das seltsame runde Bauwerk kannten. Sie ließen dort ihre Ziegen weiden, die Kinder benutzten den runden Platz in der Mitte zum Ballspielen und manchmal trafen sich dort am Abend die Liebespaare.

Aber eines Tages sprach es sich bei den Leuten herum, dass neuerdings jemand in der Ruine wohne. Es sei ein Kind, ein kleines Mädchen vermutlich. So genau könne man das allerdings nicht sagen, weil es ein bisschen merkwürdig angezogen sei. Es hieße Momo oder so ähnlich.

Momos äußere Erscheinung war in der Tat ein wenig selb-

sam und konnte auf Menschen, die großen Wert auf Sauberkeit und Ordnung legen, möglicherweise etwas erschreckend wirken.

Sie war klein und ziemlich mager, sodass man beim besten Willen nicht erkennen konnte, ob sie erst acht oder schon zwölf Jahre alt war. Sie hatte einen wilden, pechschwarzen Lockenkopf, der so aussah, als ob er noch nie mit einem Kamm oder einer Schere in Berührung gekommen wäre. Sie hatte sehr große, wunderschöne und ebenfalls pechschwarze Augen und Füße von der gleichen Farbe, denn sie lief fast immer barfuß. Nur im Winter trug sie manchmal Schuhe, aber es waren zwei verschiedene, die nicht zusammenpassten und ihr außerdem viel zu groß waren. Das kam daher, dass Momo eben nichts besaß, als was sie irgendwo fand oder geschenkt bekam. Ihr Rock war aus allerlei bunten Flecken zusammengenäht und reichte ihr bis auf die Fußknöchel. Darüber trug sie eine alte, viel zu weite Männerjacke, deren Ärmel an den Handgelenken umgekrempelt waren. Abschnitten wollte Momo sie nicht, weil sie vorsorglich daran dachte, dass sie ja noch wachsen würde. Und wer konnte wissen, ob sie jemals wieder eine so schöne und praktische Jacke mit so vielen Taschen finden würde.

Unter der grabbewachsenen Bühne der Theaterruine gab es ein paar halb eingestürzte Kammern, die man durch ein Loch in der Außenmauer betreten konnte. Hier hatte Momo sich häuslich eingerichtet.

Eines Mittags kamen einige Männer und Frauen aus der näheren Umgebung zu ihr und versuchten sie auszufragen. Momo stand ihnen gegenüber und guckte sie ängstlich an, weil sie fürchtete, die Leute würden sie wegjagen. Aber sie

merkte bald, dass es freundliche Leute waren. Sie waren selber arm und kannten das Leben.]

»So«, sagte einer der Männer, »hier gefällt es dir also?«

»Ja«, antwortete Momo.

»Und du willst hierbleiben?«

»Ja, gern.«

»Aber wirst du denn nirgendwo erwartet?«

»Nein.«

»Ich meine, musst du denn nicht wieder nach Hause?«

»Ich bin hier zu Hause«, versicherte Momo schnell.

»Wo kommst du denn her, Kind?«

Momo machte mit der Hand eine unbestimmte Bewegung, die irgendwohin in die Ferne deutete.

»Wer sind denn deine Eltern?«, forschte der Mann weiter.

Das Kind schaute ihn und die anderen Leute ratlos an und hob ein wenig die Schultern. Die Leute tauschten Blicke und seufzten.

»Du brauchst keine Angst zu haben«, fuhr der Mann fort, »wir wollen dich nicht vertreiben. Wir wollen dir helfen.«

Momo nickte stumm, aber noch nicht ganz überzeugt.

»Du sagst, dass du Momo heißt, nicht wahr?«

»Ja.«

»Das ist ein hübscher Name, aber ich hab ihn noch nie gehört. Wer hat dir denn den Namen gegeben?«

»Ich«, sagte Momo.

»Du hast dich selbst so genannt?«

»Ja.«

»Wann bist du denn geboren?«

Momo überlegte und sagte schließlich: »Soweit ich mich erinnern kann, war ich immer schon da.«

J.K. Rowling

Harry Potter

und der Orden des Phönix



CARLSEN

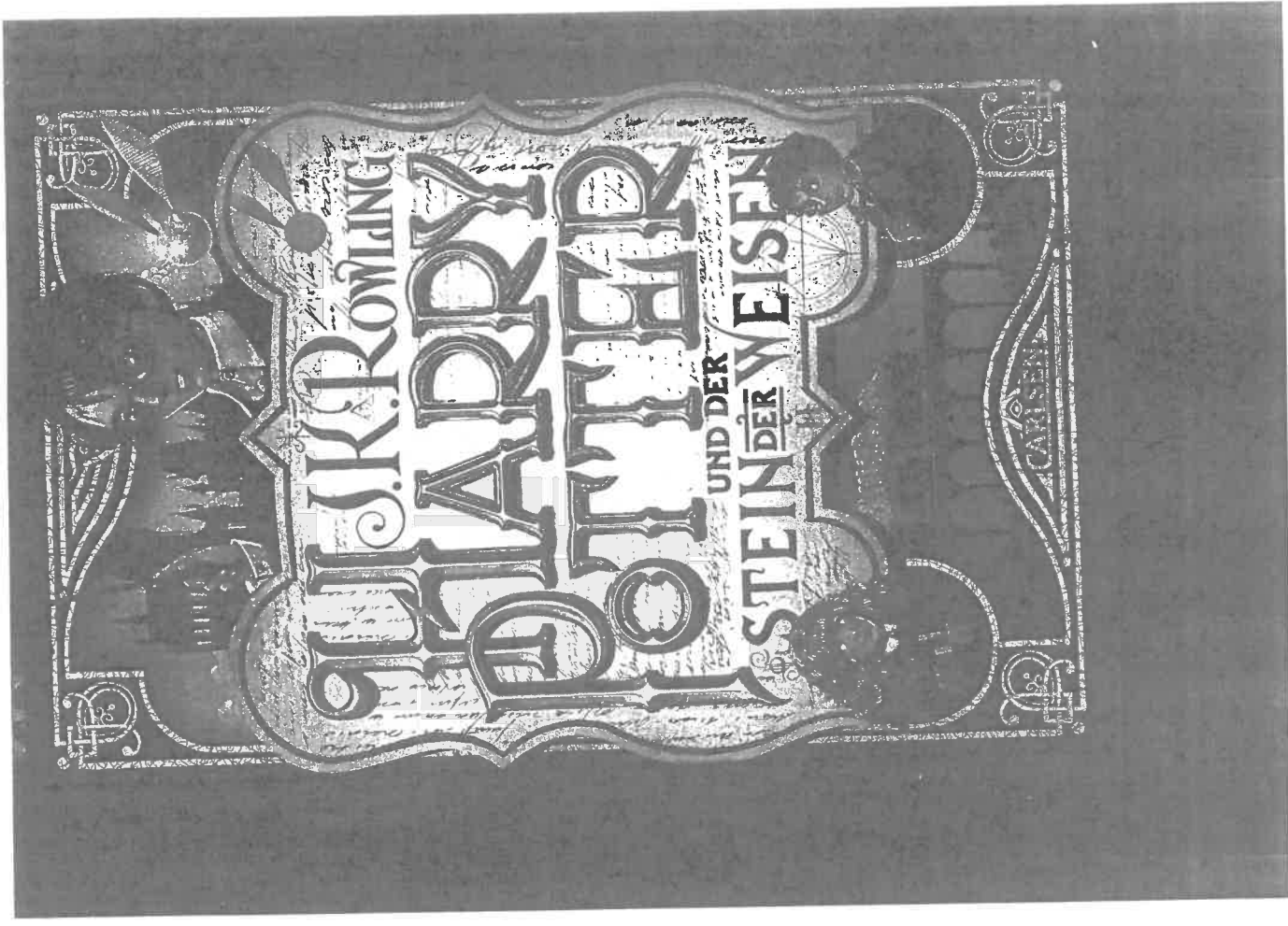
Sophia
Böck

1D

Haridian

TOLEDO-RODRIGUEZ

1A



LUNA LOVEGOOD

Harry hatte eine unruhige Nacht. Seine Eltern flochten sich durch seine Träume, ohne ein Wort zu sprechen; Mrs Weasley stand schluchzend über Kreachers Leiche gebeugt, Ron und Hermine, die Kronen trugen, beobachteten sie, und abermals sah sich Harry einen Korridor entlanggehen, der vor einer verschlossenen Tür endete. Er fuhr aus dem Schlaf hoch, seine Narbe ziepte, und er erblickte Ron vor sich, der bereits angezogen war und mit ihm sprach.

»... beeil dich lieber, Mum tickt völlig aus, sie sagt, wir verpassen den Zug ...«

Im Haus herrschte Aufruhr. Aus dem, was Harry mitbekam, während er sich in Windeseile anzog, reimte er sich zusammen, dass Fred und George, um sich die Mühe des Schleppens zu ersparen, ihre Koffer behext hatten, treppab zu fliegen. Dabei waren sie gegen Ginny geknallt, die zwei Treppen tief in die Halle gestürzt war; Mrs Black und Mrs Weasley schrien beide aus Leibeskräften.

»- HÄTTE SICH SCHWER VERLETZEN KÖNNEN, IHR DUMMKÖPFE -«

»- SCHMUTZIGE HALBLÜTER, BESUDELN DAS HAUS MEINER VÄTER -«

Harry zog gerade seine Turnschuhe an, als Hermine in heller Aufregung hereingestürzt kam. Auf ihrer Schulter schwankte Hedwig und in den Armen trug sie einen sich sträubenden Krummbein.

»Hedwig ist gerade eben von Mum und Dad zurückgekommen.« Die Eule flatterte folgsam hinüber zu ihrem Käfig und ließ sich darauf nieder. »Bist du schon fertig?«

»Fast. Wie geht's Ginny?«, fragte Harry und setzte sich die Brille auf.

»Mrs Weasley hat sie zusammengeflickt«, sagte Hermine. »Aber jetzt besteht Mad-Eye darauf, dass wir nicht rauskönnen, solange Sturgis Podmore nicht da ist, sonst hat die Leibgarde einen Mann zu wenig.«

»Leibgarde?«, sagte Harry. »Müssen wir mit Begleitschutz nach King's Cross?«

»Du mußt mit Begleitschutz nach King's Cross«, korrigierte ihn Hermine.

»Wieso?«, fragte Harry ärgerlich. »Ich dachte, Voldemort hält sich bedeckt, oder willst du mir erzählen, dass er demnächst hinter einer Mülltonne hervorspringt und mich allemachen will?«

»Keine Ahnung, Mad-Eye sagt das«, erwiderte Hermine zerstreut und sah auf ihre Uhr, »aber wenn wir nicht bald aufbrechen, verpassen wir den Zug garantiert ...«

»KOMMT IHR ALLE JETZT BITTE SOFORT RUNTER!«, brüllte Mrs Weasley und Hermine schreckte hoch wie von der Tarantel gestochen und hastete aus dem Zimmer. Harry packte Hedwig, stopfte sie ohne viel Federlesen in den Käfig, schleifte den Koffer hinter sich her und folgte Hermine nach unten.

Mrs Blacks Porträt kreischte zornig, aber niemand machte sich die Mühe, die Vorhänge vor ihrer Nase zu schließen; all der Lärm in der Halle würde sie ohnehin wieder in Rage bringen.

»Harry, du gehst mit mir und Tonks«, rief Mrs Weasley über die »SCHLAMMBLÜTER! ABSCHAUM! GOSSENKINDER!«-Rufe hinweg -, »lass Koffer und Eule da, Alastor kümmert sich um das Gepäck ... oh, um Himmels willen, Sirius, Dumbledore hat Nein gesagt!«

Ein bärenartiger schwarzer Hund war an Harrys Seite aufgetaucht und stieg über die diversen in der Halle umherstehenden Koffer hinweg, um zu Mrs Weasley zu gelangen.

»Also ehrlich ...«, sagte Mrs Weasley entnervt. »Na gut, auf deine Verantwortung!«

aren nur
an es die
jungen
Harry,
fliegen.«
ann. Er
Gesicht
rt, und
T!
im.«
as gab,
l, dann
icht so
Traum
bar, er
gelten
rs am
: Frau
in der
onen-
7 und
uten,
plond
ging
hers,
nicht
ilich

Harry zu verhauen. Sie aßen im Zoorestaurant und als Dudley einen Wutanfall bekam, weil sein Eisbecher Hawaï nicht groß genug war, bestellte ihm Onkel Vernon einen neuen und Harry durfte den ersten aufessen.

Das war des Guten zu viel, und im Nachhinein hatte Harry das Gefühl, er hätte es wissen müssen.

Nach dem Mittagessen gingen sie ins Reptilienhaus. Hier drin war es kühl und dunkel und entlang der Wände waren beleuchtete Sichtfenster eingelassen. Hinter dem Glas krabbelten und glitten alle Arten von Echsen und Schlangen über Äste und Steine. Dudley und Piers wollten die riesigen, giftigen Kobras und die Pythonschlangen sehen, die Menschen zerquetschen konnten. Schnell fand Dudley die größte Schlange, die es hier gab. Sie hätte sich zweimal um Onkel Vernons Wagen schlingen und ihn in einen Mülleimer quetschen können – doch offenbar war sie dazu gerade nicht in Stimmung. Tatsächlich döste sie vor sich hin.

Dudley hatte die Nase gegen das Fenster gepresst und starrte wie gebannt auf die glänzenden braunen Windungen.

»Mach, dass sie sich bewegt«, sagte er in quengelndem Ton zu seinem Vater. Onkel Vernon klopfte mit der Faust gegen das Glas, doch die Schlange rührte sich nicht.

»Mach's noch einmal«, befahl Dudley. Onkel Vernon trommelte flink mit den Knöcheln auf das Glas, doch die Schlange schnarchte einfach weiter.

»Wie langweilig«, klagte Dudley und schlurfte davon.

Harry trat vor die Scheibe und ließ den Blick auf der Schlange ruhen. Es hätte ihn nicht überrascht, wenn auch sie vor Langeweile gestorben wäre – keine Gesellschaft außer doofen Leuten, die mit den Fingern gegen das Glas trommelten und sie den ganzen Tag lang störten. Das war schlimmer, als einen Schrank als Zimmer zu haben, wo der einzige Besu-

cher Tante Petunia war, die an die Tür hämmerte, um einen aufzuwecken. Doch zumindest bekam er den Rest des Hauses zu sehen.

Die Schlange öffnete plötzlich ihre kleinen Perlaugen. Langsam, ganz allmählich, hob sie den Kopf, bis ihre Augen auf einer Höhe mit denen Harrys waren.

Sie zwinkerte.

Harry startete sie an. Rasch blickte er über die Schulter, ob jemand zusah. Niemand. Er drehte sich wieder zu der Schlange um und zwinkerte zurück.

Die Schlange stieß mit dem Kopf in Richtung Onkel Vernon und Dudley und rollte die Augen nach oben. Sie sah Harry mit einem Blick an, der eindeutig sagte: »So was muss ich den ganzen Tag ertragen.«

»Ich weiß«, murmelte Harry durch das Glas, wenn er auch nicht sicher war, ob die Schlange ihn hören konnte. »Das muss dich wirklich auf die Palme bringen.«

Die Schlange nickte lebhaft.

»Woher kommst du eigentlich?«, fragte Harry.

Die Schlange stieß mit ihrem Schwanz gegen ein kleines Schild nahe dem Fenster. Harry spähte auf die Inschrift.

Boa constrictor, Brasilien.

»War es schön dort?«

Wieder stieß die Schlange mit dem Schwanz gegen das Schild und Harry las weiter: *Dieses Exemplar wurde im Zoo ausgebrütet.* »Oh, ich verstehe, du warst nie in Brasilien?«

Die Schlange schüttelte den Kopf und plötzlich erschallte hinter Harry ein ohrenbetäubendes Rufen, das sie beide zusammenzucken ließ: »DUDLEY! MR DURSLEY! KOMMT UND SEHT EUCH DIESE SCHLANGE AN! DAS GLAUBT IHR NICHT, WAS DIE TUT!«

Dudley kam, so schnell er konnte, auf sie zugewatschelt.

»Aus dem Weg, Mann«, sagte er und stieß Harry in die Rippen. Harry, von dem Schlag ganz überrascht, fiel hart auf den Betonboden. Was nun kam, passierte so schnell, dass niemand sah, wie es geschah: Einen Moment lang drückten sich Piers und Dudley ganz dicht gegen das Glas und im nächsten Moment sprangen sie unter Schreckgeheule zurück.

Harry setzte sich auf und nun stockte ihm der Atem. Die Glasscheibe am Terrarium der Boa constrictor war verschwunden. Die große Schlange entrollte sich im Nu und schlängelte sich heraus auf den Boden. Im ganzen Reptilienhaus schrien die Menschen und rannten zu den Ausgängen.

Als die Schlange an Harry vorbeiglitt, hätte er schwören können, dass eine leise, zischelnde Stimme sagte: »Brasilien, ich komme ... tschüss, Amigo.«

Der Obertierpfleger des Reptilienhauses stand unter Schock.

»Aber das Glas«, murmelte er ständig vor sich hin, »was ist aus dem Glas geworden?«

Der Zoodirektor persönlich brühte Tante Petunia eine Tasse starken, süßen Tee und entschuldigte sich überschwänglich. Piers und Dudley schnatterten nur noch. Soweit Harry es gesehen hatte, hatte die Schlange nichts getan, außer im Vorbeigleiten spielerisch nach ihren Fersen zu schnappen, doch als sie alle wieder in Onkel Vernons Wagen saßen, erzählte ihnen Dudley, die Schlange hätte ihm fast das Bein abgeissen, während Piers schwor, sie hätte versucht, ihn totzuquetschen. Doch am schlimmsten für Harry war, dass Piers, als er sich ein wenig beruhigt hatte, sagte: »Harry hat mit ihr gesprochen, nicht wahr, Harry?«

Onkel Vernon wartete, bis Piers endgültig aus dem Haus war, bevor er sich Harry vorknöpfte. Er war so wütend, dass



Elisa
Moroiano

1C

Der Omnibus knatterte über die Eisfläche und kam laut röhrend zum Stehen. Ein Mann stieg aus, von oben bis unten dick eingepackt.

Er sah sich um. Eisberge ragten aus den glatten Wasserflächen in den blauen Himmel.

Weißer, sanft geschwungener Schneeberge glitzerten in der Sonne. Es war ganz still.

Und dann kam von irgendwoher ein leises Schnarren. Und Rufe, die sich ein bisschen wie Trompetenklänge anhörten.

Der Mann lächelte. Er rückte seine Fellmütze zurecht und stapfte los.

Nach einer halben Stunde Fußmarsch stieß er auf die Pinguinkolonie.

Er ließ seinen Blick über die vielen schwarzen Köpfe schweifen, dann ging er in die Hocke und begann leise zu sprechen. „Ich bin's, Mortimer Morrison“, murmelte er. „Inhaber der magischen Zoohandlung. Magische Tiere sind bei mir gut aufgehoben. Wer möchte, darf sich mir anschließen.“

Er wartete. Noch war keines der Tiere auf ihn aufmerksam geworden. „Magische Tiere sind einzigartig“, sprach er weiter. „Wer diese Einzigartigkeit in sich spürt, soll näher herankommen.“

Mortimer Morrison wartete.

Und dann, auf einmal, schien ein Ruck durch die Kolonie zu gehen. Tatsächlich! Einer der Pinguine hatte sich umgedreht. Er drängelte sich an den anderen Tieren vorbei und blieb vor dem Mann mit der Fellmütze stehen. Aufmerksam blickten sie einander an.

„Na, verstehst du meine Worte?“, fragte Mortimer Morrison neugierig.

Der Pinguin nickte und klapperte mit dem Schnabel.

„Krrrch“, machte er.

„Versuch es noch mal“, ermunterte ihn Mortimer Morrison.

„Krrcheech“, schnarrte der Pinguin und holte tief Luft. „Ich

wusste gar nicht, dass es noch jemanden gibt, der meine

Sprache spricht“, sagte er zögernd. Er hob den rechten

Flügel und deutete hinüber zu der Kolonie, wo die Tiere

dicht an dicht standen. „Ich habe mich so einsam gefühlt.“

Eine Träne rollte über seine schwarze Pinguinbacke.

„Damit ist es nun vorbei“, erklärte Mortimer Morrison mit

sanfter Stimme. „Wenn du mitkommst, wirst du Freunde finden.“

„Gibt es noch mehr Wesen, die meine Sprache sprechen?“, fragte der Pinguin aufgeregt.

„Oh ja.“ Der Mann nickte. „Alle magischen Tiere verstehen einander. Da sie normalerweise nie zueinanderfinden, fahre ich mit meinem Omnibus herum und sammle sie ein. Bei mir finden sie ein neues Zuhause. Wie heißt du?“

„Juri“, antwortete der Pinguin.

Mortimer Morrison lächelte. „Willkommen, Juri! Du wirst dich nie wieder einsam fühlen.“

Der Pinguin schüttelte sein Gefieder. Dann spazierte er dem Mann mit der Fellmütze hinterher, ohne ein einziges Mal zurückzublicken.

Philipp
EISENBERGER

1E



Hoppel ist wütend

Home - Kurze Gute Nacht Geschichten zum Vorlesen - Hoppel ist wütend

von Agnes

• Lesedauer: 2 Minuten

„Hör auf, hör auf!“, rief der kleine Hase Hoppel, als er

versuchte, einen Apfel von einem Baum zu schütteln.
Aber der Apfel bewegte sich nicht.

Hoppel war wütend. Er stampfte mit den Füßen und murmelte: „Warum ist alles so schwierig?“

In diesem Moment kam seine Freundin, die kluge Eule Emma, vorbei. „Was ist los, Hoppel? Du siehst so wütend aus“, sagte sie.

„Ich kann diesen dummen Apfel nicht herunterbekommen!“, antwortete Hoppel, seine Stimme zitterte vor Ärger.

Emma flatterte zu dem Ast und schaute sich den Apfel an. „Weißt du, Hoppel, manchmal fühlen wir uns wütend, wenn etwas nicht so klappt, wie wir es wollen. Aber Wut hilft uns nicht, das Problem zu lösen.“

Hoppel seufzte. „Aber was soll ich denn machen? Ich bin so wütend!“

3
Emma lächelte sanft. „Lass uns zuerst tief durchatmen. Das hilft, um ruhiger zu werden.“
Zusammen atmeten sie tief ein und aus.

„Und jetzt“, fuhr Emma fort, „überlegen wir gemeinsam, wie wir den Apfel bekommen können.“

Hoppel nickte. „Vielleicht könnte ich einen Stock benutzen, um ihn herunterzustoßen.“

„Das ist eine gute Idee“, sagte Emma. „Und ich kann mit meinen Flügeln kräftig flattern, um den Ast zu bewegen.“

Gemeinsam machten sie sich ans Werk. Hoppel holte einen langen Stock, während Emma ihre Flügel nutzte, um den Ast zu bewegen. Endlich fiel der Apfel herunter.

„Hurra! Wir haben es geschafft!“, jubelte Hoppel. Er war nicht mehr wütend, sondern glücklich und stolz.

4
„Siehst du“, sagte Emma, „wenn wir ruhig bleiben und nachdenken, finden wir Lösungen für unsere Probleme. Wut macht uns nur blind für diese Lösungen.“

Hoppel nickte. „Du hast recht, Emma. Das nächste Mal, wenn ich wütend werde, werde ich tief durchatmen und nach einer Lösung suchen, statt mich zu ärgern.“

Kurze Gute Nacht Geschichten zum Vorlesen, Gute Nacht Geschichten, Gute Nacht Geschichten für 0-3 Jahre, Gute Nacht Geschichten für 4-6 Jahre, Gute Nacht Geschichten für 7-9 Jahre

Kategorien

- Grimms Märchen
- Gute Nacht Geschichten
- Gute Nacht Geschichten für 0-3 Jahre

 Matt Haig



EVIE UND DIE MACHT DER

TIERE

Mit Illustrationen von Emily Gravett

HANSER

Elia

STEHNER-CHARAREH

1F

man nicht zu schlau ist. Das kann einem nämlich jede Menge Ärger einbringen. Es gibt Dinge, die du besser nicht weißt. Und Stimmen, die du besser nicht verstehst. Also bitte, hör auf damit. Es soll dir nicht so ergehen wie mir. Und wie deiner Mutter. Du sollst ein normales Leben führen.«

Ein normales Leben.

Evie nickte und versuchte, einverstanden zu sein. Aber gleichzeitig wurde ihr bewusst, dass das Besonderssein ein Teil von ihr war. Offen gestanden bezweifelte sie, dass sie je ein normales Leben führen würde.

Und natürlich behielt sie damit recht.

Die Schlange und der Frosch

In dieser Nacht hatte Evie einen Traum.

Der Traum handelte nicht von einem Kaninchen. Auch nicht von Granny Flora oder einem Zirkus oder einem Gefängnis. Er handelte von einer Schlange. Einer Baumschlange.

Einer Baumschlange auf einem dieser niederen, verschlungenen Bäume, wie sie tief im Dschungel vorkommen.

Es war keine Anakonda, denn sie lebte nicht in oder an einem Fluss. Aber sie war grün. Grellgrün. Es war eine Grüne Hundskopfboa. Das wusste Evie. Sie wusste auch, dass diese Schlange töten konnte, nicht durch Gift, sondern durch Zerdücken oder, wenn das Opfer klein genug war, durch Bisse.

Und sie hatte etwas auf dem Boden entdeckt.

Einen Frosch. Auch dieser Frosch hatte eine leuchtende Farbe, er war strahlend blau mit schwarzem Muster. Es war der hübscheste Frosch überhaupt. Der Schreckliche Pfeilgiftfrosch. Evie hatte gelesen, dass er mehr Gift in sich hatte als die brasilianische Wanderspinnne und somit nachweislich die

tödlichste Kreatur im ganzen Amazonasgebiet war. Sie wusste, dass einem diese Frösche nichts taten, solange man sie in Ruhe ließ, aber das Gift auf ihrer Haut reichte aus, um zehn ausgewachsene Männer zu töten. Sie hatte Angst wegen der Schlange. Nicht Angst vor der Schlange, sondern Angst um sie. Wenn sie mit dem Frosch in Berührung kam, würde sie sterben. Und der Frosch womöglich auch.

Ohne zu überlegen, warnte sie die Schlange, den Frosch nicht zu berühren.

»Er wird dich töten.«

Und genau da sah die Schlange nicht länger zu dem Frosch hin, sondern wandte sich der kleinen Evie zu. Aber in ihrem Traum hatte Evie keine Angst.

»Wenn du den Frosch auch nur berührst, bist du tot«, sagte Evie in Gedanken.

Sie konnte die Schlange in ihrem Kopf spüren. Sie hörte ihre Gedanken. »Er ist schön fett. Er sieht lecker aus.«

»Nein«, warnte Evie die Schlange. »Er ist tödlich. Es ist ein Schrecklicher Pfeilgiftfrosch. Und du bist eine junge Schlange. Du verstehst noch nichts von solchen Sachen.«

Die Schlange war verwirrt. »Wieso willst du mich retten?«

Selbst im Traum fiel Evie die Antwort darauf nicht schwer.

»Weil ich es kann.«

Sie wusste, dass sowohl die Schlange als auch der Frosch sie töten konnten, aber das hieß nicht, dass sie ihnen den Tod wünschte.

»Danke«, dachte die Schlange. »Du bist ein guter Mensch. Nicht wie Mortimer.«

»Mortimer?«

»Er ist hinter mir her. Er versucht, mich in seine Gewalt zu bekommen. Er ist nicht wie du. Oder deine Eltern.«

Evie sah zu, wie der Schreckliche Pfeilgiftfrosch unter ihnen umgefallenen Baumstamm hüpfte. Dann wandte sie ihre Aufmerksamkeit wieder der Schlange zu. »Du kennst meine Eltern?«

»Natürlich. Sie sind doch hier.«

Die Baumschlange glitt wieder hinauf in ihren Baum und entfernte sich aus Evies Gedanken. Immer noch im Traum drehte Evie sich um und sah ihre Eltern. Sie selbst hatte die

Größe einer Dreijährigen, sodass die beiden sie weit überragten. Ihr Dad sah jünger und glücklicher aus und hatte keinen Bart. Und ihre Mum sah genauso lieb und warmherzig aus wie auf den Fotos.

»Mum!«, sagte Evie und versuchte, sie zu umarmen. Aber genau da endete der Traum.

Sie erwachte mit einem sehr sonderbaren Gefühl.

Es schien ihr, als sei der Traum gar kein Traum gewesen.

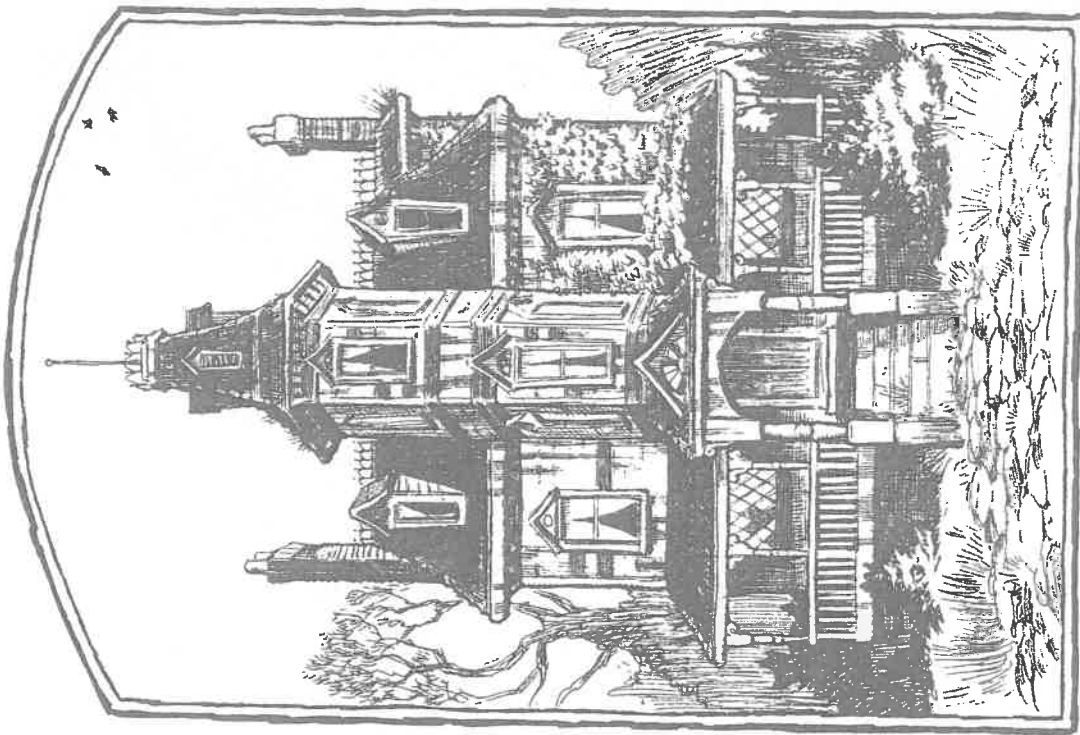
Er fühlte sich eher an wie eine Erinnerung.

Josefine

LOHAN

AB





Es sah eher aus wie ein Dutzend Hütten.



KAPITEL EINS

In dem die Grace-Kinder ihr neues Zuhause kennen lernen

Die Frage, welche Berufe seine Geschwister als Erwachsene wohl ausüben würden, hätte Jared sofort beantworten können. Er hätte gesagt, dass sein Bruder Simon entweder Tierarzt oder Löwenbändiger werden würde. Er hätte gesagt, dass seine Schwester Mallory entweder als Fechterin bei den Olympischen Spielen landen würde oder im Gefängnis, weil sie mit dem Florett auf jemanden losgegangen war. Aber er hatte keine Vorstellung davon, in welchen Beruf er hineinwachsen würde. Aller-

dings fragte ihn sowieso niemand. Er wurde doch nie nach seiner Meinung gefragt. Zu dem neuen Haus beispielsweise. Jared Grace schaute daran hoch und blinzelte. Vielleicht sah es verschwommen besser aus.

»Echt die letzte Hütte«, sagte Mallory. Sie stieg aus dem Kombi. Das stimmte nicht ganz.

Es sah eher aus wie ein Dutzend Hütten, die jemand übereinander gestapelt hatte. Das Haus hatte mehrere Schornsteine und ein Geländer aus Eisen auf dem First, das auf dem Dach saß wie ein besonders protziger Hut.



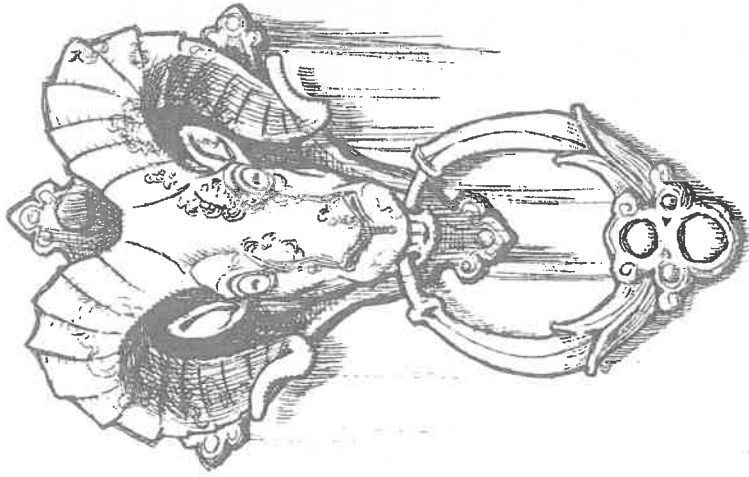
»Ich finde es gar nicht so schlecht«, sagte ihre Mutter, und ihr Lächeln wirkte nur leicht gezwungen. »Es ist so herrlich altmodisch.«

Simon, Jareds einziger Zwillingsbruder, war offensichtlich nicht sonderlich erschüttert. Wahrscheinlich dachte er daran, wie viele Tiere er jetzt haben dürfte.

Wenn Jared bedachte, was er alles in ihr kleines Zimmer in New York gestopft hatte, würden wohl viele Kaninchen und Igel und was sonst noch hier herumliefe, nötig sein, bis Simon zufrieden war.

»Komm schon, Jared«, rief Simon. Jared merkte, dass





die anderen schon an den Treppenstufen standen, während er allein auf dem Rasen zurückgeblieben war und noch immer das Haus anstarrte.

Die hellgraue Farbe auf den Türen war im Laufe der

Jahre abgeblättert und ausgeblichen. Die wenigen verbliebenen Farbspuren in einem unbestimmten Cremeton steckten tief in den Spalten und um die Scharniere. Als Türklopfer hing ein verrosteter Widderkopf an einem einzigen, schweren Nagel.

Ihre Mutter steckte einen gezackten Schlüssel ins Schloss, drehte ihn und drückte kräftig mit der Schulter, bis die Tür aufging und den Blick in einen halbdunklen Flur freigab. Ein einziges Fenster lag auf halber Treppe – die fleckigen Glasscheiben warfen einen schauerlichen rötlichen Schimmer auf die Wände.

»Es sieht genauso aus, wie ich es in Erinnerung hatte«, sagte sie lächelnd.

»Nur ein bisschen beschissener«, sagte Mallory.

Ihre Mutter seufzte, aber das war auch ihre einzige Antwort.

Vom Flur aus gelangte man ins Esszimmer. Das einzige Möbelstück war ein langer Tisch mit verblichenen Wasserflecken. Die Stuckdecke hatte Risse und ein Kronleuchter hing an ausgefransten Kabeln.



Matilda

WINTER-STOLZ

1D

EIN GRÄSSLICHER GEBURTSTAG

Für Séan P. F. Harris,
Fluchtwagen-Fahrer und Freund
bei stürmischem Wetter



Carlsen-Newsletter: Tolle Lesetipps kostenlos per E-Mail!
Unsere Bücher gibt es überall im Buchhandel und auf carlsen.de.

Veröffentlicht im Carlsen Verlag
Originaltextcopyright © J.K. Rowling 1998
Originalverlag: Bloomsbury Publishing Plc, London 1998
Originaltitel: »Harry Potter and the Chamber of Secrets«
Wizarding World is a trademark of Warner Bros. Entertainment Inc.
Wizarding World Publishing and Theatrical Rights © J.K. Rowling
Wizarding World characters, names and related indicia are TM and © Warner Bros. Entertainment Inc. All rights reserved.

Copyright der deutschsprachigen Ausgaben: 1999, 2000, 2006, 2008, 2010, 2013, 2016, 2018
Umschlagbild: Sabine Wilharm
Corporate Design Taschenbuch: bell étagé
ISBN 978-3-551-35402-0

Im Ligusterweg Nummer 4 war mal wieder bereits beim Frühstück Streit ausgebrochen. Ein lautes Kreischen aus dem Zimmer seines Neffen Harry hatte Mr Vernon Dursley in aller Herrgottsfrühe aus dem Schlaf gerissen.

»Schon das dritte Mal diese Woche!«, polterte er über den Tisch hinweg. »Wenn du diese Eule nicht in den Griff kriegst, fliegt sie raus!«

Harry versuchte, übrigens nicht zum ersten Mal, die Sache zu erklären.

»Sie langweilt sich«, sagte er. »Sonst fliegt sie doch immer draußen rum. Könnte ich sie nicht wenigstens nachts rauslassen?«

»Hältst du mich für blöde?«, raunzte ihn Onkel Vernon an, und ein Stück Spiegelei baumelte von seinem buschigen Schnauzbart herunter. »Ich weiß doch, was passiert, wenn diese Eule rauskommt.«

Er wechselte finstere Blicke mit seiner Gattin Petunia.

Harry wollte widersprechen, doch seine Worte gingen in einem lang gezogenen, lauten Rülpsen unter. Urheber dessen war Dudley, der Sohn der Dursleys.

»Mehr Schinken.«

»In der Pfanne ist noch welcher, Schätzchen«, sagte Tante Petunia und wandte sich mit verschleierte Augen ihrem verfetteten Sohn zu. »Wir müssen dich pöppeln, solange wir kön-

nur einen Teil seiner Hausaufgaben erledigt zu haben? Die Dursleys waren Muggel (so nannten die Zauberer Menschen, die keinen Tropfen magisches Blut in den Adern hatten), und in ihren Augen war es eine abgrundtiefe Schande, einen Zauberer in der Familie zu haben. Onkel Vernon hatte sogar den Käfig von Hedwig, Harrys Eule, mit einem Vorhängeschloss versehen, damit sie niemandem in der Zaubererwelt Botschaften überbringen konnte.

Harry sah ganz anders aus als der Rest der Familie. Onkel Vernon war groß und hatte keinen Hals, dafür aber einen riesigen schwarzen Schnurrbart; Tante Petunia war pferdegesichtig und knochig; Dudley war blond, rosa und fett wie ein Schwein. Harry dagegen war klein und dünn, hatte leuchtend grüne Augen und immer zerzaustes rabenschwarzes Haar. Er trug eine Brille mit runden Gläsern und auf der Stirn hatte er eine feine Narbe, die aussah wie ein Blitz.

Diese Narbe machte Harry sogar in der Welt der Zauberer zu etwas ganz Besonderem. Sie war das Einzige an Harry, das auf seine geheimnisvolle Vergangenheit und damit auf den Grund hindeutete, weshalb er vor elf Jahren den Dursleys vor die Tür gelegt worden war.

Damals, im Alter von einem Jahr, überlebte Harry auf merkwürdige Weise einen Fluch des größten schwarzen Magiers aller Zeiten. Die meisten Hexen und Zauberer hatten immer noch Angst, dessen Namen auszusprechen: Lord Voldemort. Harrys Eltern starben bei Voldemorts Überfall, doch Harry kam mit der blitzförmigen Narbe davon. Voldemorts Macht jedoch fiel in ebenjenem Augenblick in sich zusammen, als es ihm misslungen war, Harry zu töten. Und keiner konnte das begreifen.

So kam es, dass die Schwester seiner toten Mutter und deren Gatte Harry aufgezogen hatten. Zehn Jahre hatte er bei den Dursleys gelebt und ihnen die Geschichte geglaubt, seine Narbe

rühre von einem Autounfall her, bei dem seine Eltern gestorben seien, und nie hatte er verstanden, warum er ständig, ohne es zu wollen, merkwürdige Dinge geschehen ließ.

Und dann, genau vor einem Jahr, hatte Hogwarts ihm einen Brief geschickt und die ganze Geschichte war aufgefliegen. Harry ging nun auf die Zauberschule, wo er und seine Narbe berühmt waren ... Doch jetzt waren Sommerferien und er war zu den Dursleys zurückgekehrt – dorthin, wo sie ihn behandeln wie einen Hund, der aus einem stinkenden Loch gekrochen war.

Die Dursleys hatten nicht einmal daran gedacht, dass heute Harrys zwölfter Geburtstag war. Natürlich hatte er nicht viel erwartet; ein richtiges Geschenk schon gar nicht, geschweige denn einen Kuchen – aber dass sie nicht einmal ein Wort sagen würden ...

In diesem Augenblick räusperte sich Onkel Vernon mit wichtiger Miene: »Nun, wie wir alle wissen, ist heute ein bedeutender Tag.«

Harry wollte seinen Ohren nicht trauen und hob den Kopf.

»Dies könnte durchaus der Tag sein, an dem ich das größte Geschäft meiner Laufbahn abschließe«, sagte Onkel Vernon.

Harry wandte sich wieder seinem Toast zu. Natürlich, dachte er verbittert, Onkel Vernon sprach von diesem blöden Abendessen. Seit zwei Wochen redete er von nichts anderem. Ein reichlicher Bauunternehmer und seine Frau sollten zum Abendessen kommen und Onkel Vernon hoffte, einen großen Auftrag zu landen (Onkel Vernons Firma stellte Bohrmaschinen her).

»Ich denke, wir sollten den Ablauf des Abends noch einmal durchgehen«, sagte Onkel Vernon. »Um acht Uhr müssen wir alle bereit sein. Petunia, du bist wo –?«

»Im Salon«, sagte Tante Petunia wie aus der Pistole geschossen, »wo ich sie herzlich in unserem Heim willkommen heiße.«